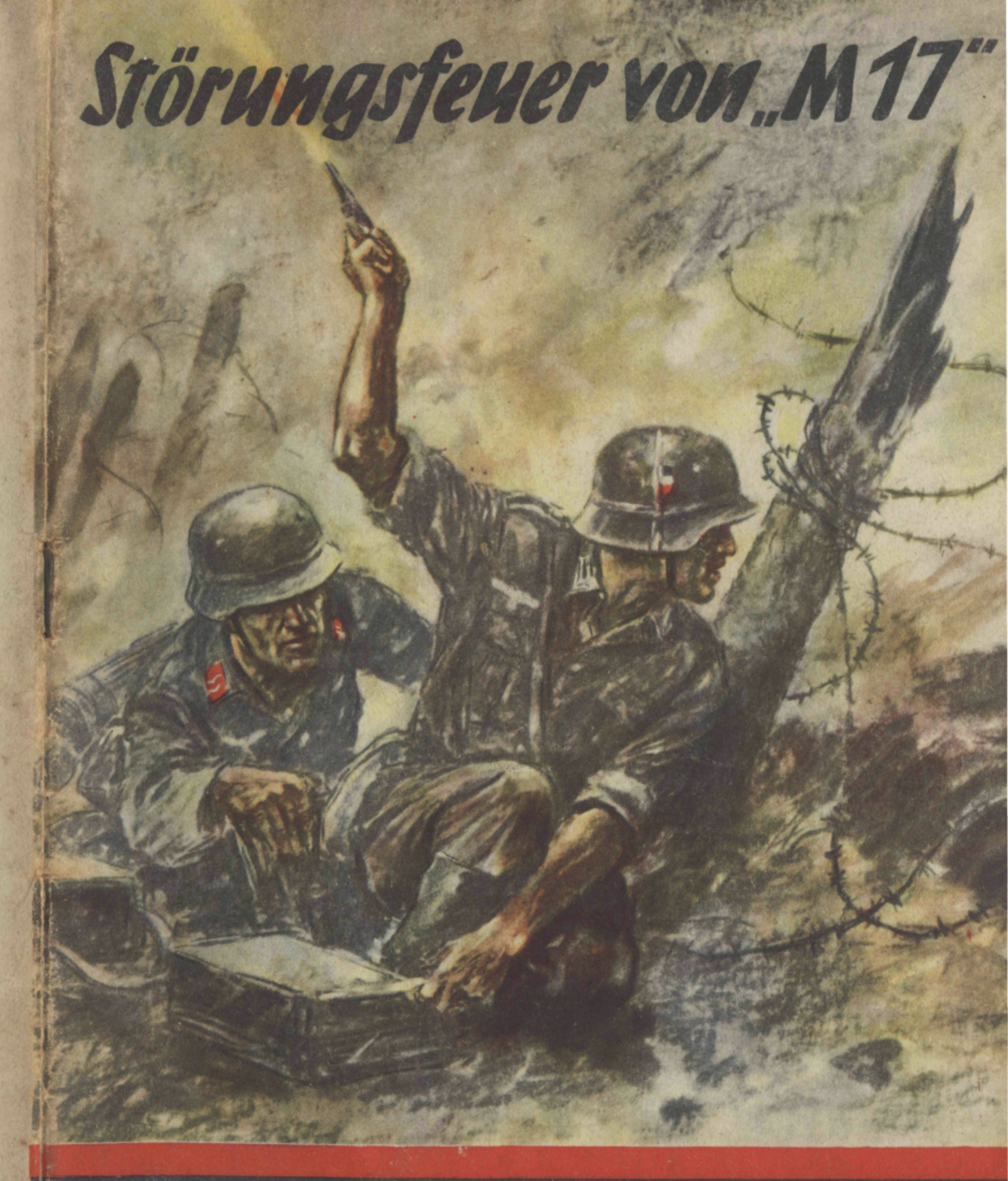
KRIEGSBÜCHEREI DER DEUTSCHEN JUGEND

Jedes Heft 20 Pfennig

Heft 1. Vor dem Sturmangriff - *2.* Das war die „Courageous"! - *3.* Sieger auf verlorenem Posten - *4.* Hinter den feindlichen Linien gelandet - *5.* 300 auf einen Schlag *6.* Ich stürmte das Fort III - *7.* Besatzung Teichert schlägt sich durch - *8.* Unternehmen Jaguar - *9.* Der Kampf mit der Mine - *10.* Zweimal gegen Engeland! *11.* Gruppe Löff vereitelt den Durchbruch - *12.* Drei Flieger und ein ganzes Regiment - *13.* Die überraschten Poilus - *14.* Bomber über Warschau - *15.* Die Nacht von Ilica - *16.* Englands erste Schlappe - *17.* Jürgen rettet sein Dorf - *18.* Einer von vielen - *19.* Vorpostenboot „Seehund" - *20.* Messerschmitt-Zerstörer greifen an *21.* Der Untergang der „Rawalpindi" - *22.* Fesselballon im Feuer - *23.* So fiel Hela! *24.* Die Brücke mit den roten Türmen - *25.* Mit Käppen Jonas auf U-Bootjagd *26.* Dreimal über London - *27.* Matrosengefreiter Jesen und sein Sohn - *28.* Der Regimentsadjutant - *29.* Auf der Wacht in der Nordsee - *30.* Dem Feinde entronnen! *31.* Fischdampfer im Kriegsdienst - *32.* „Morgen werden Sie erschossen!" - *33.* „Hände hoch, Gentlemen! - *34.* So stürmten wir Lüttich! - *35.* Konvoi in Sicht - *36.* Die „Bremen" schlägt sich durch - *37.* Wir versenken ein Schlachtschiff - *38.* Dichthalten - *39.* Schnellboote vor Dover - *40.* Pionier Hartmann schlägt eine Bresche *41.* Stukas gegen Panzer - *42.* Durchbruch nach Oslo! - *43.* Vermißt im Niemandsland - *44.* Der tolle Wolf - *45.* Stoßtrupp auf Behlingen - *46.* Kameraden der He 114 *47.* Fernaufklärer über England - *48.* In letzter Minute - *49.* Calais sturmreif *50.* Deutsche U-Boote greifen an - *51.* Heinkel-Bomber über Paris - *52.* Panzer stoßen zum Meer - *53.* Alarm an der Küste - *54.* Wir durchstoßen die Maginotlinie! *55.* Verdun! - *56.* Der Tiger der Fjorde - *57.* General Rössel greift an - *58.* Schüsse im Teufelswald - *59.* Volltreffer auf der „Glorious" - *60.* Feindjäger über der Maas *61.* Drei Hurras für „Blücher" - *62.* Und trotzdem Sieger - *63.* Handgranaten gegen Blockhaus B - *64.* Giftzwerg, der Minenmixer - *65.* Fallschirmjäger über Holland *66.* Der Panzerjäger von Abbéville - *67.* U-Bootjagd vor Norwegen - *68.* Hein Brodersen, der Flieger - *69.* Siebzehn Mann stoßen vor - *70.* Der Schrecken des Kanals *71.* Panzerspähwagen voraus! - *72.* „Seal" setzt weiße Flagge - *73.* Husarenstreich auf englischem Boden - *74.* Zerstörer Kurs Narvik - *75.* Gruppe Dietl verteidigt Narvik - *76.* Dünkirchen - *77.* „Ludolf Oldendorff" kehrt heim - *78.* Pioniere kämpfen Eben Emael nieder - *79.* Torpedo los! - *80.* Jagd auf feindliche Panzer *81.* „Empreß of Britain" fährt in den Tod - *82.* Der Hölle entronnen - *83.* Wir holen Erz aus Narvik - *84.* Bomben auf Coventry - *85.* Prien versenkt acht Schiffe aus einem Geleitzug - *86.* Das Geheimnis der Ruinenstadt - *87.* Zerstörer im Handelskrieg - *88.* Fernbomber über dem Atlantik - *89.* Wir jagen U-Boote - *90* Ein Leutnant und zwei Mann - *91.* Kampfgeschwader über Serbien - *92.* Auf Fahrt nach Drontheim - *93.* Vorausabteilung Hagen hält Crepy - *94.* Scheinwerfer „Caesar" ... Licht auf! - *95.* Achtung — Minen! - *96.* Panzerpioniere im Häuserkampf - *97.* Stukas greifen Malta an - *98.* Flammenwerfer vor! - *99.* mb, funkbereit! - *100.* Notlandung im Hafen von Narvik - *101.* Ganze Batterie ... Feuer! - *102.* Schlachtschiffe im Atlantik - *103.* Nachtjäger am Feind - *104.* Unternehmen „Panzerzug" - *105.* Husarenstreiche deutscher Stukas - *106.* Stoßtrupp Reinhold - *107.* Vorpostenboote im Kampf *108.* Wir jagen die Sowjets - *109.* Wir vom Spähtrupp Hase - *110.* Fliegerrettung durch U-Boot - *111.* Der Kanal brennt - *112.* Aufklärungsflüge über dem Eismeer *113.* Stützpunkt Z wird genommen - *114.* Ein Schlauchboot im Mittelmeer - *115.* Pak gegen Transporter - *116.* Handstreich auf Milos - *117.* Kolonnenfahrer in Afrika *118.* Zwischenlandung in England - *119.* Auf Feindfahrt in nordischen Gewässern *120.* Die Bunkerknacker vom Bug - *121.* Abenteuer in der Cyrenaika - *122.* Panzerspähtrupp überfällig - *123.* Ein Wiedersehen in der Ukraine - *124.* Pioniere zerstören sowjetische Rollbahn - *125.* Fernkampfflieger im Einsatz - *126.* Durchbruch durch die Metaxas-Linie ..! - *127.* Gegen Flugzeuge und Kampfwagen - *128.* Panzer gegen Panzer - *129.* Sturzkampfflugzeug "Fritz Paula" - *130.* Wir fahren um das Nordkap - *131.* Durch Sand und Sumpf - *132.* Flakartillerie kämpft um dieThermopylen *133.* Gebirgsjäger in Griechenland - *134.* Oberstabsarzt „Winnetou" - *135.* Vorwärts, immer vorwärts - *136.* Staubwolke und Neptun - *137.* Aus Sumpf und Urwald zurück *138.* Von Saloniki bis Afrika - *139.* Kampf auf Kreta - *140.* 38 Mann stürmen Vichy *141.* In bocca al lupo - *142.* Der Kradmelder des Generals - *143.* Schnellboote kämpfen vor Sewastopol - *144.* Störungsfeuer von „M 17"

In der Folge erscheinen: Aus der bolschewistischen Falle entwischt - Waffen-ᛋᛋ im Kampf vor Leningrad - Die Eisernen Drei - Kurierflieger unterwegs - Ein Leutnant ganz allein .... - Sanitäter! Sanitäter! - Küchenchef, Kompanieschuster und Kolonnenhund - Mit der Haiflotte in die Polarnacht - Wir jagen Sowjetpanzer - Abgeschnitten auf Kreta - Adler über Sowjetrußland - Eine Stukastaffel im Osten - Kroaten-Kameraden - Wir steuern westwärts - Flak im Gebirgskampf



HEFT 144 20 PF.

Kriegsbücherei der deutschen Jugend

KRIEGSBÜCHEREI DER DEUTSCHEN JUGEND
HEFT 144

Störungsfeuer von „M 17“

Ein Flaksoldat
besteht seine Feuerprobe

von

Kriegsberichter
HENRI NANNEN



STEINIGER-VERLAGE BERLIN

Im Auftrage des

Jugendführers des Deutschen Reichs

und im Einvernehmen

mit den Oberkommandos des Heeres und der Kriegsmarine

und dem Oberbefehlshaber der Luftwaffe

herausgegeben von

Hauptbannführer Memminger von der Reichsjugendführung

Oberstleutnant Kretzschmer vom Oberkommando der Wehrmacht

Kapitän zur See Nahrath vom Oberkommando der Kriegsmarine

Major Dr. Supf für das Reichsluftfahrtministerium

Zeichnungen: Hans O. Wendt

Druck der Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt Berlin SW 68

Störungsfeuer von „M 17“

Der Kanonier Paul Pleschke — Militärpaß 1,65 Meter — steht als Viertletzter im ersten Glied. Es ist Samstagmittag, und der Unteroffizier vom Dienst hat die Batterie zum Mittagessen antreten lassen. Eine halbe Stunde noch, und die Woche wäre wieder einmal herum. Dann wird jeder auf seine Stube flitzen, den Dienstanzug mit der Ausgehkluft vertauschen und seinen Urlaubsschein von der Schreibstube holen. Die Straßenbahn, die von Käfertal hinein nach Mannheim führt, wird wieder wie jeden Samstag überfüllt sein von Flaksoldaten in ihrer schmucken Uniform mit den roten Spiegeln.

Diesmal wird sich Paul Pleschke besonders beeilen müssen, denn er will den Zug um 14.35 Uhr nach Weinheim noch erreichen. Seine Braut, die Erna, hat ihm geschrieben, daß heute Schützenfest sei in Weinheim. Ob er sich noch erinnern könne, schreibt sie, wie er ihr im letzten Jahr einen ganzen Strauß roter Papierrosen geschossen habe? Er müsse auch diesmal unbedingt kommen, es gäbe sogar eine richtige Achterbahn heuer, und am Abend sei großer Tanz im Freien, sie habe sich schon die ganze Woche darauf gefreut!

Der Kanonier Pleschke freut sich auch. „Wenn nur nicht noch etwas dazwischenkommt“, denkt er, „gerade heute am 26. August darf das nicht passieren. Es ist schließlich nicht jeden Sonntag Schützenfest in Weinheim!“ Aber es scheint etwas in der Luft zu liegen, denn obwohl die Kompanie längst angetreten ist, kommt der Unteroffizier vom Dienst nicht, wer weiß, was die da drinnen in der Schreibstube wieder aushecken. Die Zeitungen waren in den letzten Tagen voll von den Greueltaten der Polen, man hörte hie und da das Wort „Krieg“ —.

„Nun noch eine Urlaubssperre“, meint Pleschkes Nachbar zur Linken, „und du kannst dir ein Schützenfest in die Haare schmieren!“

„Batterie stillgestanden!“ kommandiert Unteroffizier Heinrich.

„Erstes Glied fünf, zweites Glied drei Schritte vortreten!“

„Eßbestecke und Fingernägel vorzeigen!“

Der Kanonier Pleschke erschrickt, er sieht auf seine Hände, die sind alles andere als sauber. Am Vormittag hatte „Revierreinigen“ auf dem Dienstplan gestanden, Paul hatte die Stube geschrubbt und die Fenster gewaschen, und hinterher hatte er noch schnell seine Stiefel geputzt, denn nach dem Essen wäre dazu keine Zeit mehr gewesen, wenn er den Zug noch erreichen wollte. Und dann hieß es plötzlich „Antreten zum Mittagessen!“ — da war er nicht mehr zum Händewaschen gekommen.

Alle Personennamen sind frei erfunden.

Der Unteroffizier vom Dienst geht die Front entlang, sieht alle Hände und jedes Besteck prüfend an, er hat Zeit, denn auf ihn wartet kein Zug und kein Schützenfest. Der Kanonier Pleschke sieht, wie er näher und näher kommt, er versucht schnell noch einmal, sich die Hände an der Hose abzuwischen, aber es ist hoffnungslos, auf dem linken Handrücken prangt zudem noch ein großer schwarzer Fleck von der Schuhwichse, und der geht nicht weg.

„Pleschke!" — Unteroffizier Heinrich ist stehengeblieben.

„Jawohl, Herr Unteroffizier, ich ... äh ... Herr Unteroffizier, ich hatte keine Zeit mehr, ich habe ... ich wollte ..."

„So so, Sie hatten also keine Zeit mehr, na ja, dann muß man Ihnen wohl die nötige Zeit verschaffen, meinen Sie nicht auch, Pleschke?"

„Es ist jetzt Samstag 12.14 Uhr genau, Sie werden bis Sonntagabend 22.00 Uhr Zeit haben, sich die Hände zu waschen, verstanden?"

„Jawohl, Herr Unteroffizier!"

„Und Ihren Urlaub verschieben Sie dann wohl am besten auf nächsten Sonntag!"

Abends geht Unteroffizier Heinrich durch die Stuben. Der Kanonier Pleschke hat Stubendienst auf Stube 117, die Kameraden sind alle fort, sie schlafen heute daheim bei den Eltern, oder sie sind irgendwohin zu Besuch gefahren. Paul schlägt die Hacken zusammen.

„Stube 117 belegt mit acht Mann, sieben Mann auf Urlaub, ein Mann anwesend. Kanonier Pleschke zum Stubendienst kommandiert!" meldet er und muß dabei an seine Erna denken, die sich nun umsonst eine ganze Woche auf das Schützenfest gefreut hat.

„Na, hoffentlich ist Ihre Stube sauberer, als es Ihre Hände heute mittag waren!" meint der Unteroffizier vom Dienst.

„Jawohl, Herr Unteroffizier!" sagt Pleschke, aber seine Stimme klingt ganz belegt, so, als ob er etwas hinunterwürgen müßte.

Der Unteroffizier vom Dienst merkt das auch. „Sagen Sie mal, Pleschke, was hatten Sie heute eigentlich vor?"

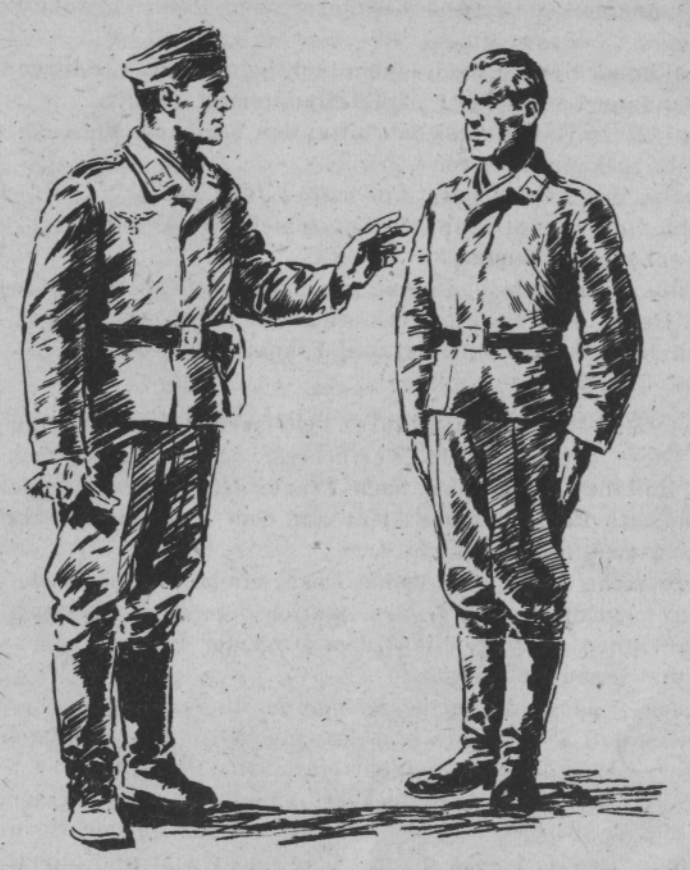
„Ich wollte nach Weinheim fahren zu meiner Braut, in Weinheim ist heute Schützenfest."

„So, hm — und da hatten Sie keine Zeit, sich die Hände zu waschen?"

Sein Blick wandert durch die Stube, mit dem Handschuh streift er einmal über den Lampenschirm, aber es ist kein Stäubchen zu finden, sogar die Gardinenstangen hat Paul sorgfältig feucht abgewischt.

„Ich will Ihnen mal was sagen, Pleschke", nimmt Unteroffizier Heinrich das Gespräch wieder auf, „Sie dürfen nicht glauben, daß ich Ihnen den Urlaub heute versaut hätte, nur weil Sie sich zufällig mal die Hände nicht gewaschen hatten, so was kommt schon mal vor. Aber eines wollte ich Ihnen ein für allemal klarmachen: es gibt keine Entschuldigung für

Nachlässigkeit im Dienst! Das müssen Sie sich eisern merken, Dienst ist Dienst, ob da nun die Braut wartet oder der Zug fährt einmal ohne Sie ab, das ist alles ganz gleich, der Dienst geht immer vor! Und wenn der Kaiser von China Sie um sechs Uhr zum Abendessen bestellen sollte, dann sagen Sie höflich, aber bestimmt: ‚Kaiserliche Hoheit', oder wie man so'n Herrn nun eben anredet, ‚es tut mir sehr leid, aber ich kann erst um halb



sieben kommen, denn von fünf bis sechs ist bei uns Putz- und Flickstunde, und wenn ich früher abhaue, bekomme ich einen Anpfiff von Unteroffizier Heinrich'. Verstanden, Pleschke?"

„Jawohl, Herr Unteroffizier!"

„So, und nun ist der Fall erledigt."

Pleschke hat den Unteroffizier Heinrich noch nie so lange reden hören. Der will gehen, aber an der Tür wendet er sich noch einmal um.

„Übrigens, wie haben Sie denn gestern beim Schießen abgeschnitten?"

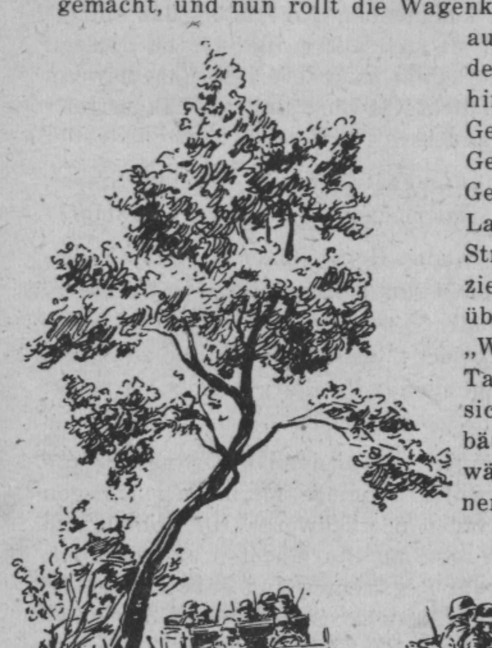
„Stehend freihändig 34 Ringe, liegend freihändig 33 und liegend aufgelegt 36 Ringe, Herr Unteroffizier."
„Dann waren Sie wohl wieder mal der Beste vom zweiten Zug?"
„Diesmal von der ganzen Batterie, Herr Unteroffizier!"
„Na, dann gute Nacht, Pleschke!"
„Gute Nacht, Herr Unteroffizier!"
Am Montagmorgen wird der Unteroffizier Heinrich zum Batteriechef befohlen.
„Haben Sie sich schon nach einem tüchtigen Ersatz für Ihren erkrankten Richtkanonier umgesehen?" fragt Hauptmann Zedlitz.
„Jawohl, Herr Hauptmann, ich bitte, den Kanonier Pleschke zu meinem Geschütz zu kommandieren."
„Pleschke, der ist doch erst ein halbes Jahr dabei?"
„Jawohl, Herr Hauptmann, aber er schießt wie der Teufel!"
„Also gut, einverstanden!"
Auch aus dem nächsten Sonntagsurlaub des Kanoniers Pleschke wird nichts. Denn am Freitag marschiert die deutsche Armee nach Polen, und am Sonntag erklären England und Frankreich den Krieg.

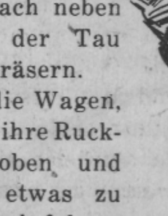
*

In den letzten Maitagen des Jahres 1940 ist die Welt voll von den beispiellosen Taten des deutschen Westheeres, das in ungestümen Märschen durch Holland und Belgien nach Frankreich hineinmarschiert.
Der Gefreite Paul Pleschke steht auf dem Dach eines Fabrikgebäudes bei Ludwigshafen und flucht.
„Möchte nicht hören, was meine Enkel einmal sagen werden, wenn sie mich in zwanzig Jahren fragen, wo ich eigentlich gekämpft habe, und ich muß ihnen antworten: auf dem Dach der Firma Hoppensack & Co., Obst- und Gemüsekonserven."
„Laß man", sucht der dicke Hämmerle ihn zu trösten, „es könnte ja auch sein, daß wir irgendwo bei Posemuckel in einer Feldstellung lägen, und da wäre es dann wohl nicht so nahrhaft wie hier!"
„Nahrhaft, nahrhaft — du denkst immer nur ans Fressen, aber mir steht die Aprikosen- und die Pflaumenmarmelade von da unten schon bis zum Halse. Da hockst du nun Tag und Nacht und Monat um Monat wie eine lahme Krähe auf dem Dach, und wenn mal ein Tommy kommt, dann fliegen die Hunde so hoch, daß wir doch nichts machen können!"
In der folgenden Nacht versuchen fünf Wellington-Bomber die Stadt anzugreifen. Sie fliegen in siebentausend Meter Höhe und werfen ihre Bomben ungezielt auf Wohnviertel und in eine Laubenkolonie. Drei der Angreifer werden von der schweren Flakartillerie abgeschossen.
Jedesmal, wenn so eine schwere Kiste brennend herunterkommt, hört der Gefreite Pleschke das Freudengeschrei der Kanoniere in den Geschützstellungen da unten am Bahndamm, und er denkt: „Herrgott, muß das ein Gefühl sein, wenn man weiß: den hast du mit deiner Granate in Brand geschossen — der schmeißt keine Bomben mehr auf friedliche Bürger!"

*

Die Leichte Flakbatterie hat in der Nacht plötzlich Stellungswechsel gemacht, und nun rollt die Wagenkolonne bereits in südlicher Richtung auf der Straße nach Freiburg gegen den Oberrhein zu. Niemand weiß, wohin es eigentlich gehen soll. Aber der Gefreite Pleschke lacht über das ganze Gesicht, wenn er vom LKW auf sein Geschütz hinuntersieht, wie es auf der Lafette hinter dem Wagen her über die Straßen holpert. Ein frischer Morgen zieht herauf, durchsonnter Nebel liegt über den Wiesen längs der Straße. — „Wenn er fällt, haben wir einen schönen Tag", sagt Unteroffizier Heinrich vor sich hin. An den Blättern der Straßenbäume hängen dicke Tropfen, der Nebel wäscht den Staub, den die Wagenkolonnen aufgewirbelt haben, wieder ab. Eine





Weile läuft ein Bach neben der Straße her, der Tau glitzert auf den Gräsern. Eintönig rattern die Wagen, die Männer haben ihre Rucksäcke untergeschoben und versuchen, noch etwas zu schlafen; manchmal fahren

sie auf. Wenn es bergan geht, klingt das harte Knattern der Auspuffgase wie MG-Feuer. Als die Sonne den Nebel schließlich vertreibt, räkeln sie sich hoch, einige beginnen zu essen, und Paul Pleschke ist es, als habe er heute zum ersten Male wirklich Genuß an der Pflaumenmarmelade, von der Hoppensack & Co. jedem drei Gläser als Marschverpflegung mit auf den Weg gegeben haben.

Die Frage nach den Ereignissen der kommenden Tage bildet das einzige Gesprächsthema. Und über eins sind sie sich alle einig: das ist diesmal nicht nur so eine Verlegung, wie sie schon manche erlebt haben, wenn auch Hämmerle boshaft sein selbstgedichtetes Lied singt: „Flakgeschütz muß wandern, von einem Dach zum andern."

„Nee nee, mein lieber Hämmerle", entgegnet ihm der Geschützführer, „vorbei ist's mit dem Dächerkampf, jetzt riechen wir den Pulverdampf!"

Da gibt sich Hämmerle geschlagen — wenn „Hein" schon in Versen redet, dann muß doch etwas dran sein. Gegen Mittag kommen sie nach Freiburg, aber es geht gleich auf einer Seitenstraße weiter. „Breisach" hat einer auf dem Wegweiser gelesen, und „Breisach!" geht es von Mund zu Mund, von Wagen zu Wagen. Aber kaum sind sie aus Freiburg heraus, da stockt schon die Kolonne.

Im Schneckentempo kriechen die Wagen voran, denn die ganze Straße ist wie ein einziger gewaltiger Heerwurm. Pioniere mit ihren mächtigen dreiachsigen Lastkraftwagen, vollbeladen mit schweren Holzbohlen und Eisenträgern, dahinter ungezählte Wagen mit Sturmbooten und Pontons, Teile eines motorisierten Panzerabwehr-Regimentes und dazwischen und daneben immer wieder marschierende Infanterie. So wälzt sich der Heerzug langsam gen Westen.

Sie kommen durch Dörfer und Marktflecken. Überall stehen die Einwohner vor den Häusern, werfen den Soldaten Zigaretten zu und halten Tee und Apfelmost bereit, um die Männer zu erfrischen. Die ältesten Leute haben ihre Stuben verlassen, die Frauen winken mit Händen und Tüchern und die Kinder laufen aufgeregt ein Stück neben der Kolonne her. Aber wer genau hinsieht, der fühlt doch die Spannung in den Gesichtern all dieser Menschen. Wie lange haben sie gehofft, endlich frei zu werden von dem Druck, der auf ihnen lastete, seit die Bunker der Maginotlinie am oberen Rhein gebaut wurden, seit ihre Häuser und Fluren im Wirkungsbereich der französischen schweren Artillerie liegen.

Manchmal muß der Zug für eine halbe Stunde halten, dann springen die Männer von den Wagen, und gleich ist eine lebhafte Diskussion im Gange. Einer hat eine Karte herausgekramt, sie wird über die Motorhaube seines Wagens gebreitet, und alle stehen darüber gebeugt wie

Stabsoffiziere bei einer Besprechung. Es findet sich sogar einer, der aus der Gegend stammt, er betreibt eine kleine Schreinerei in Eichstetten am Kaiserstuhl. Als noch Frieden war, ist er sonntags mit seiner Frau und den beiden Buben auf dem Fahrrad an den Rhein gefahren, er hat die vordersten Bunker der Maginotlinie mit eigenen Augen gesehen und zeigt seinen Kameraden nun auf der Karte, wo sie überall liegen.

Wie eine lange Kette ziehen sich die Befestigungsanlagen am Rheinufer entlang, von Basel bis hinaus über Kehl. Dahinter staffeln sich die Unterstände und Blockhäuser, manche kann man bei klarem Wetter von der deutschen Rheinseite aus noch sehen, aber es heißt, daß viele Kilometer hinter dem Rhein, am Rhein-Rhone-Kanal und noch darüber hinaus immer neue Befestigungen sich hinziehen. Und dann erst kommen die großen Kampfwerke und Forts, von denen man sich erzählt, daß sie durch unterirdische Tunnels, in denen ganze Munitionszüge fahren können, miteinander verbunden sind. Es muß ein gewaltiges Wunderwerk moderner Technik und Kriegskunst sein, ein Wall aus Stahl und Beton.

„On ne passe pas!" steht auf einem Schild, das die Franzosen am Rheinufer aufgestellt haben — „Hier kommt keiner durch!" Wie zur Bestätigung klingt das ferne Wummern eines Geschützes zu den Männern herüber.

Es ist ein eigenartiger Krieg hier am Oberrhein. Seit vielen Monaten liegen sich die feindlichen Heere in den Stellungen der Maginotlinie und des Westwalles gegenüber, und manche Woche vergeht, ohne daß ein Schuß gefallen ist. Nur gelegentlich, wenn der fliegende Artilleriebeobachter gemeldet hat, daß drüben eine Ablösung vorgenommen wird, liegt für zwei oder drei Stunden Störungsfeuer auf den Anmarschstraßen des Gegners — dann ist wieder Ruhe.

Im Herbst des letzten Jahres haben die französischen Soldaten noch im Rhein gebadet, angesichts der deutschen Stellungen, als ginge sie dieser Krieg nichts an, den ihre Regierung auf Betreiben Englands vom Zaune gebrochen hat. Die deutschen Propagandakompanien haben ihnen mit großen Lautsprechern Unterhaltungsmusik hinübergeschickt, und ein französischer Sprecher hat versucht, den Poilus das Widersinnige dieses Krieges klarzumachen.

Inzwischen sind die Truppen drüben durch andere ersetzt, das Baden wurde eingestellt, und wenn sich einmal ein deutscher Lautsprecher hören ließ, suchten ihn die Franzosen gleich durch wütendes MG-Feuer zu übertönen — man hatte vielleicht schlechte Erfahrungen gemacht.

Im übrigen glaubte man sich sicher hinter einer Befestigungslinie, für die das französische Volk Millionen und aber Millionen geopfert hatte —

mochten nur die Deutschen einen Angriff versuchen, man würde sie schon mit blutigen Köpfen zurückschlagen.

Seit einigen Tagen hat sich das Bild auf der deutschen Seite gewandelt. Hinter den hohen Schilfmasken, die das diesseitige Ufergelände der Einsicht des Feindes entziehen, entfaltet sich eine fieberhafte Tätigkeit. Überall sind Panzerabwehrkanonen in Stellung gegangen, in die Lücken schieben sich leichte Flakgeschütze, MG und Granatwerfer, und an den Hängen des Kaiserstuhles sind die Soldaten der schweren Flakartillerie dabei, ihre mächtigen Geschütze in die betonierten Stellungen einzulassen. Weiter im Hinterland recken sich die Rohre der schweren Artillerie drohend gen Himmel, an Grabenrändern und in Bodenmulden stehen die dicken Mörser bereit, Minenwerfer werden nach vorn gebracht, und an den Zufahrtswegen stapeln die Pioniere ihr Material.

Von der französischen Seite aus ist von all diesen Vorbereitungen nichts zu sehen, schützend ziehen sich die Matten aus Schilf und Stroh am deutschen Ufer hin, die Bereitstellungen geschehen mit größter Lautlosigkeit, und alle Bewegungen, die das Landschaftsbild verändern könnten, werden bei Nacht durchgeführt und sind bei heraufkommender Dämmerung schon gegen Fliegersicht getarnt.

Am Morgen des 15. Juni ist der Richtkanonier Paul Pleschke an seinem Geschütz. Unteroffizier Heinrich trifft ihn eben dabei, wie er mit den Fingern ein Loch in die Tarnung bohrt.

„Mal sehen, was Musjöh Pierre macht!"

„Musjöh Pierre" haben unsere Soldaten den Posten am jenseitigen Ufer getauft, es ist weniger ein Name als eine Dienstbezeichnung, die der jeweilige Posten bei Antritt seiner Wache übernimmt, mag er in Wirklichkeit heißen wie er will — Jean oder André oder Gaston.

Der Geschützführer tritt neben seinen Richtkanonier, und nun sehen sie beide hinüber zum jenseitigen Ufer.

Wie eine Reihe von Betonklötzen liegen die ersten Bunker da, zum Greifen nahe, denn der Rhein ist an dieser Stelle kaum 200 Meter breit. „Pierre" geht, das Gewehr lässig umgehängt, zwischen den Stellungen auf und ab. Einmal bleibt er stehen und versucht, sich eine Zigarette anzuzünden, aber der Regen, der seit gestern unablässig vom Himmel rinnt, löscht sie wieder aus. Mißmutig steckt er den Stummel in die Manteltasche und nimmt seinen Weg wieder auf, hundert Schritte vor und wieder zurück, bis zum Sattel der Eisenbahnbrücke, die von den Franzosen bei Ausbruch des Krieges gesprengt wurde und um deren Trümmer nun die Wasser des Rheins strudeln. Den Bahndamm kann man mit dem Glas weit ins Hinterland verfolgen, durch die Niederungen und über unbestellte Felder hin bis zu dem Dörfchen Vogelsheim, der letzten Station vor der französischen Festung Neu-Breisach.

Plötzlich spürt der Geschützführer eine Hand auf seiner Schulter. Als er herumfährt, steht Hauptmann Zedlitz, der Batteriechef, vor ihm. Militärisch knapp klingt die Meldung: „Geschütz vier gefechtsklar, Bedienungsmannschaft vollständig, keine besonderen Vorkommnisse!"

„Danke!" sagt der Hauptmann und legt die Hand an die Mütze.

„Angriffsbeginn ist auf zehn Uhr festgesetzt."

„Macht eure Sache gut, ich weiß, daß ich mich auf euch verlassen kann!" Wie er den Händedruck der beiden Männer spürt, geht ein zuversichtliches Lächeln über sein Gesicht, dann wendet er sich kurz um und ist schon zwischen den Sträuchern des Ufergebüsches verschwunden.

09.50 Uhr — Unteroffizier Heinrich steht mit der Uhr in der Hand am Geschütz. Pleschke sitzt als Richtkanonier hinter dem Rohr. Hämmerle, der Ladekanonier, hat alle Magazine gefüllt und hält sie bereit, damit beim Auswechseln kein noch so geringer Zeitverlust entsteht.

09.57 Uhr — alle Sinne sind überwach, alle Nerven zum Zerreißen gespannt.

Der Geschützführer wirft noch einmal einen Blick durch das Loch in der Tarnwand, das Bild drüben ist unverändert, der Feind ist ahnungslos. Dort am Bahndamm liegt hart neben einer Gruppe hoher Pappeln der französische Bunker, der dem Geschütz als Ziel zugewiesen ist.

Fast unerträglich lastet die lautlose Stille, auch der Regen hat aufgehört, nur den Rhein hört man, wie er um die Pfeiler der zerstörten Eisenbahnbrücke rauscht. Die letzten Sekunden, alles hält den Atem an. Da — vom Münster zu Breisach schlägt es zehn Uhr, die Tarnmasken werden zur Seite gerissen, und dann ist auch schon die Hölle los. Aus Hunderten von Rohren heult es gleichzeitig zum Feind. Brummend kommen die schweren Brocken der Artillerie aus dem Hinterland und krepieren mit ohrenzerreißendem Gedröhn zwischen den feindlichen Stellungen. Die Granaten der schweren Flakartillerie jagen in die vordersten Blockhäuser am Rheinufer, daß sie oft schon nach wenigen Treffern krachend auseinanderbersten. Das Hämmern der Maschinengewehre, deren Feuer auf den feindlichen Feldstellungen liegt, das Pfeifen der 2-cm-Flakgeschosse und der kurze Mündungsknall der Pakgeschütze vermischen sich mit dem dumpfen Wummern der Mörser und Minenwerfer zu einem alle Sinne betäubenden Konzert.

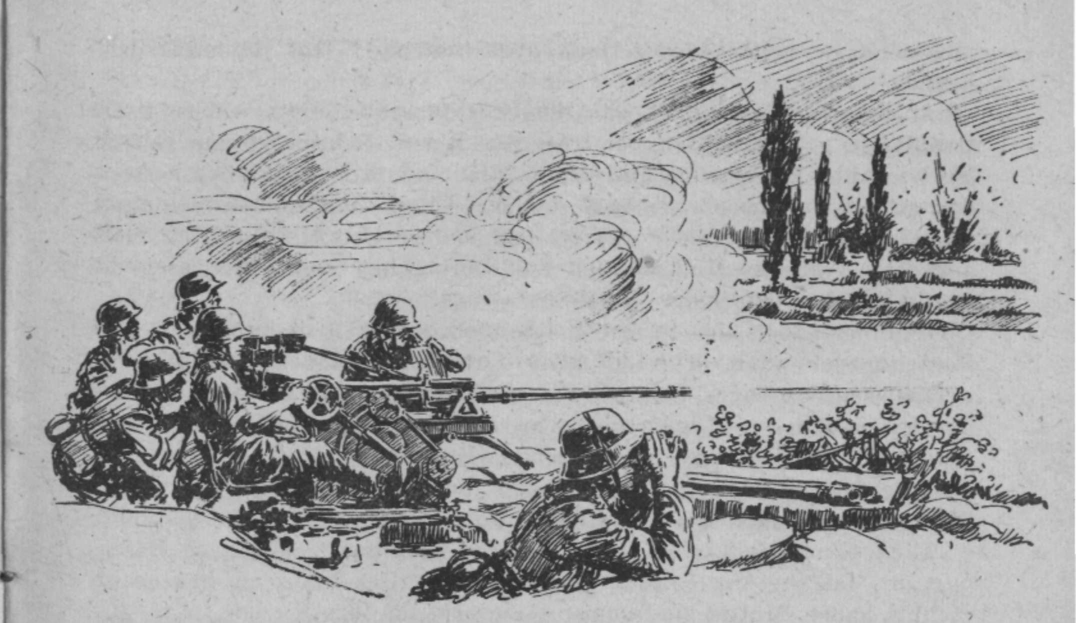
„On ne passe pas!" steht auf dem Schild drüben am anderen Ufer — jetzt gilt es die Probe!

Pleschke sitzt an seinem Geschütz, er zwingt sich zu äußerster Ruhe in diesen Minuten der Entscheidung. Er zielt, als stünde er auf dem Exerzierplatz, und jagt Magazin auf Magazin aus seinem Rohr hinaus. Mit dem Glas korrigiert der Geschützführer die Trefferlage.

„Höher!“ — „Mehr links!“ — „Feuer liegt gut!“ ruft er dem Richtkanonier zu.
Wie eine Feuerbahn zieht sich die Leuchtspur der Geschosse vom Geschütz zur Panzerkuppel des Bunkers. Wenn das Geschoß aufprallt, springt der Leuchtsatz hoch in die Luft und fällt dann langsam verlöschend zurück. Nirgends setzt sich der Feind zur Wehr, nur die französische Artillerie schießt endlich aus der Richtung von Neu-Breisach her. Aber ihr Feuer liegt zu hoch, die Granaten gehen weit über die deutschen Ausgangsstellungen hinaus.
Der Gefreite Pleschke hat schon das zweite Rohr heiß geschossen. Mit Asbesthandschuhen springt Hämmerle herbei und reißt es aus dem Verschluß, in Sekundenschnelle ist das Rohr ausgewechselt.

Tak — trrrrrrrr — was ist das, der Feind hat die kurze Feuerpause ausgenutzt und schießt mit einem schweren MG aus der Panzerkuppel, die Einschläge liegen ganz kurz vor Pleschkes Geschütz, er hört das Peitschen und sieht, wie der Sand vor ihm aufspritzt.

„Auf die Scharte halten!“ schreit Unteroffizier Heinrich und sinkt dann plötzlich stöhnend zusammen. Pleschke sieht ihn fallen und will hinzuspringen, aber „Schießen!“ brüllt ihm der Unteroffizier mit letzter Kraft durch das tosende Geschützfeuer zu, und Pleschke visiert den kleinen, schwarzen Fleck auf der Panzerkuppel an, aus dem das Mündungsfeuer des MG sichtbar ist. Die Schüsse liegen hart rechts. „Mehr links!“ schreit Pleschke sich selber zu, und dann — ehe der Franzose die Schießscharte wieder schließen kann, ist die ganze Kuppel in Rauch gehüllt.
Pleschke greift zum Glas, erst jetzt kann er sehen, was die deutschen Granaten angerichtet haben. Der Bunker drüben ist schwer angeknackt, wie Fischgräten steht die Eisenarmatur aus der völlig zerschossenen und abgebröckelten Betonwand heraus.
„Der hat genug!“ brüllt er Hämmerle zu; plötzlich eine gewaltige Detonation — die Munition des Bunkers ist in die Luft gegangen, was übrigbleibt, ist ein Haufen Schutt.
Endlich findet der Gefreite Pleschke Zeit, sich umzusehen. Sein erster Blick sucht den Unteroffizier Heinrich, aber den haben die Sanitäter schon zum Verbandplatz getragen.
Als er das Glas wieder zur Hand nimmt und den Rhein hinunterschaut, traut er seinen Augen nicht: drüben gehen bereits deutsche Stoßtrupps mit Handgranaten gegen die restlichen feindlichen Stellungen vor, und in immer neuen Wellen geht die Infanterie in Sturmbooten über den Rhein. Hoch aufgerichtet stehen die Sturmbootführer — junge Pioniere — am Steuer, geduckt sitzen die Mannschaften in den Booten, nur die Stahlhelme sehen noch über die Bordwand. Einzelne Stoßtrupps sind schon weit in die Rheinauen vorgedrungen, mit der Leuchtpistole zeigen



sie ihren Standort an, damit die immer noch schießende Artillerie ihr Feuer vorverlegen kann.
Kurz nach Mittag erscheint Leutnant Mesau, der Zugführer des 2. Zuges, bei Pleschkes Geschütz. Er war schon während des Kampfes einige Male dagewesen, aber Paul hatte ihn in der Besessenheit des Schießens gar nicht bemerkt. Der Zugführer hatte sich schnell davon überzeugen können, daß der Richtkanonier Pleschke seine Sache gut machte.
Nun läßt er die Geschützmannschaft antreten, mit Stolz und Freude ruht sein Blick auf den fünf Männern. Sein besonderes Lob gilt der unerschrockenen Ruhe und Tapferkeit des Richtkanoniers. Aber er fühlt gleich, daß sie alle nur eine Frage auf dem Herzen haben, Paul Pleschke spricht sie schließlich aus:
„Steht es schlimm mit Unteroffizier Heinrich, Herr Leutnant?“
„Nein“, sagt der Zugführer, und alle atmen erleichtert auf, „es ist ein glatter Durchschuß durch den rechten Oberschenkel, der Oberarzt meint, daß die Sache in gut einem Monat erledigt ist. Bis dahin übernimmt der Gefreite Pleschke das Geschütz, verstanden Pleschke?“
„Jawohl, Herr Leutnant!“
„An Übersetzen ist für uns vorläufig nicht zu denken, wir übernehmen den Feuerschutz gegen eventuell auftauchende feindliche Flieger.“
Da zeichnet sich tiefe Enttäuschung auf allen Gesichtern ab —, sollte der Krieg Auge in Auge mit dem Feinde für sie schon wieder zu Ende sein, wenige Stunden nachdem er begonnen hatte?

„Ich sehe uns schon wieder Dachwache schieben", sagt Hämmerle boshaft.
„Halt doch die Schnauze!" ist alles, was Pleschke ihm erwidern kann.
Unablässig gehen die Truppen über den Rhein, Fähren werden gebaut, um Geschütze, Fahrzeuge und Pferde hinüberzubringen. Floßsäcke werden an die Sturmboote gehängt, um das Übersetzen zu beschleunigen. Abends sind die Massen von vier Regimentern und einzelne Geschütze auf dem Westufer. Hinter ihnen liegt zerbrochen und zerschossen ein Schild mit der Aufschrift „On ne passe pas!" —
Die Männer haben sich in ihre Zeltbahnen gewickelt und schlafen. Nur Paul ist noch wach, er findet keine Ruhe nach all den aufwühlenden Erlebnissen des Tages. Seine Ohren hören immer noch das Donnern der Geschütze und das Heulen der schweren Granaten, vor seinen Augen tanzt noch das Feuer der zerplatzenden Bunker.
Was werden die nächsten Tage bringen, er ist jetzt Geschützführer und Richtkanonier zugleich, wird er den Anforderungen genügen? Oder sollte wirklich schon alles zu Ende sein? Seine Gedanken gehen nach Hause, nur gut, daß die Mutter nicht weiß, welchen Hexentanz sie heute aufgeführt haben, Mütter sind immer so besorgt um ihre Kinder.

Dann muß er an Erna denken, gestern hat er noch auf der Fahrt einen Brief von ihr erhalten, der Postfahrer der Batterie überholte ihren Wagen kurz vor Breisach und reichte ihm den Brief hinüber, aber er ist noch gar nicht recht zum Lesen gekommen. Jetzt zieht er das Papier aus der Tasche und knipst seine Taschenlampe an.
Um ihn herum liegen die Kameraden im tiefen Schlaf, Hämmerle hat den Mund geöffnet und schnarcht leise. Dann und wann wälzt er sich von einer Seite auf die andere, auch in seinen Träumen scheint das Geschehen des Tages noch nachzuklingen. Kurz nach 3 Uhr werden die Schläfer von einem Melder aus dem Schlaf gerüttelt.
„Stellungswechsel!"
Noch ist es dunkel, aber fieberhaft arbeiten alle Hände, und in kaum einer Stunde steht die ganze Batterie marschbereit.
Langsam kriecht die Dämmerung herauf, die Kraftfahrer müssen scharf aufpassen, denn die Fahrt geht bei völliger Verdunkelung, und die Wege sind schmal und ausgefahren. Zudem stehen überall lange Kolonnen, die übergesetzt werden wollen. Wohin wird nun der Weg führen?

Gegen Mittag trifft die Kolonne in Sasbach ein. Am Ostrand des Ortes wird haltgemacht, zunächst sollen einmal alle Essen fassen. Durch den aufgeweichten Straßendreck stapfen sie zum Schulhaus, wo die Feldküche aufgefahren ist. Ein Pionier zeigt ihnen den Weg.
Die Pioniere beherrschen in Sasbach das Bild, denn hier soll die erste Kriegsbrücke über den Oberrhein geschlagen werden. Der Pionier, der

ihnen den Weg zur Feldküche gezeigt hat, setzt seinen Blechteller neben Pleschkes Eßgeschirr aufs Fensterbrett. Die Erbsensuppe riecht gut, aber sie ist noch zu heiß, als daß man sie gleich essen könnte. Der Pionier erzählt von den Kämpfen, die sich hier am Vortage abgespielt haben. Gegenüber auf dem anderen Rheinufer liegt der elsässische Marktflecken Markolsheim. Der Feind hatte den Ort zu einer kleinen Festung ausgebaut. Zahlreiche Bunker im Vorgelände, starke Drahthindernisse und gut ausgebaute Feldstellungen versperrten den Sturmtruppen den Weg. Gleich beim ersten Sturm zeigte sich dann, daß der Ort auch sonst noch manche unangenehme Überraschungen barg: die Keller waren zu Betonbunkern ausgebaut, harmlose am Wege stehende Bauernwagen lösten, wenn man sie aus dem Wege schieben wollte, plötzlich ganze Ketten von Eierhandgranaten aus, und unter dem Pflaster der Straßen lagen überall die heimtückischen Tellerminen. Da hatte man sich denn darauf beschränkt, die Ortsränder und Bunker durch Feuer niederzuhalten und ihnen mit Nebelgranaten die Sicht zu nehmen. Zwischen Markolsheim und Arzenheim erfolgte schließlich der Durchbruch, die Orte selbst wurden später in umfassendem Angriff genommen.
Aus einer Seitenstraße sieht Paul den Leutnant Mesau herauskommen. Der Leutnant winkt ihn zu sich.
Sie gehen zusammen zum Rheinufer. Pleschke erzählt, was er von dem Pionier gehört hat. Aber der Leutnant scheint schon alles zu wissen. Als sie zum Fährhaus kommen, tackt von der anderen Seite ein schweres MG, aber weder das Mündungsfeuer noch die Einschläge sind zu sehen. Der Leutnant zieht eine Karte aus der Tasche und legt sie über das Straßengeländer. Sie beugen sich beide darüber — auf der Karte sind die Befestigungswerke und Bunker der Maginotlinie rot eingezeichnet.
„Der hier", sagt der Leutnant und zeigt auf ein kleines rotes Viereck links von der schwarz eingezeichneten Straße nach Markolsheim, „der muß noch besetzt sein."
„Aber es heißt doch, daß unsere Truppen bereits am Rhein-Rhone-Kanal stehen!"
„Das sind nur Sturmtruppen, die natürlich nicht die Zeit hatten, das Gelände richtig abzusuchen und zu säubern. Gestern abend waren alle Bunker still, nur hin und wieder kam noch aus einer Feldstellung Feuer. Aber in der Nacht scheinen sich die Reste der vorgeschobenen französischen Kräfte in die Bunker geschlichen und dort festgesetzt zu haben. Zwei Werke sind heute früh wieder aufgelebt und schießen Störungsfeuer. Sie liegen zu beiden Seiten der Straße, etwa auf gleicher Höhe. Der hier ist einer davon!"
Pleschke sieht noch einmal auf die Karte, der rote Fleck trägt die Bezeichnung „M 17". Von der Karte sieht er nach drüben, die Straße liegt

nur etwa zwanzig Meter nach rechts, sie scheint aus dem Rhein aufzusteigen, gleich daneben ragt das Heck des zerschossenen Fährbootes aus dem Wasser.

Das Vorgelände drüben ist leicht gewellt, und eine Welle sieht aus wie die andere. Gestrüpp und einzelne Büsche wechseln mit Pappelgruppen ab. Aber den Bunker „M 17" kann Paul nicht finden.

Die Luft flimmert unter der heißen Mittagsonne, in der Ferne scheinen die Auen zu brennen, aber es ist nur das Leuchten des wilden Mohns, der das Land weithin überwuchert hat, seitdem es nicht mehr bebaut wird. Bei Beginn des Krieges haben die Franzosen ja alle Bewohner nach Südfrankreich evakuiert. Am Ufer liegen zerschossen und ausgebrannt die Bunker der ersten Befestigungslinie.

Krammm — ramm! tönt es plötzlich hinter ihnen.

S—sjj — saust es hoch in der Luft.

Die deutsche Artillerie beginnt wieder zu schießen!

Wumm! — steigt hinten rechts von der Straße eine Erdfontäne auf.

„Jetzt beharken sie den anderen!" ruft der Leutnant begeistert.

Pleschke nimmt sein Glas und sieht hinüber.

„300 Meter Entfernung, einen Daumensprung rechts von den beiden Pappeln."

Krammm — s—sjj — wumm! Die Explosion der Granate zeigt Pleschke die Lage des Bunkers. Grüngrau liegt der Koloß zwischen Gestrüpp, auf der Deckung kann man die Panzerkuppel deutlich sehen.

Die Einschläge der Artillerie liegen gut, aber das Werk muß meterdicke Betonwände haben, die sind nicht so leicht zu zerbrechen.

Die Abschüsse und Einschläge dröhnen in schnellerer Folge.

Plötzlich wird das Feuer eingestellt. Einen Augenblick wird es ruhig, dann ist ein Brummen in der Luft. Die Männer sehen nach oben.

„Stukas!" schreit jemand.

Aber es ist nur eine einzige Ju 87 mit den charakteristischen Knickflügeln. Sie fliegt niedrig über den Rhein, dann der Straße nach auf Markolsheim zu. Plötzlich nimmt sie eine Steilkurve und zieht höher.

Die beiden Männer verfolgen sie mit dem Glas. Unter dem Bauch sieht man die Bombe, es muß ein schweres Kaliber sein. Das Flugzeug kreist jetzt in großer Höhe, gleichmäßig dröhnt das Brummen der Motoren.

Dann reißt für einen Sekundenbruchteil der Motorenlärm ab, die Maschine kippt über den linken Flügel und geht in rasendem Sturzflug der Erde zu. Grauenhaftes Heulen erfüllt die Luft, die Geschwindigkeit nimmt immer noch zu. Wenige hundert Meter über dem Boden löst sich ein schwarzer Punkt von der Maschine und setzt seine Flugbahn fort, während der Flugzeugführer seinen Vogel in steilem Aufschwung wieder

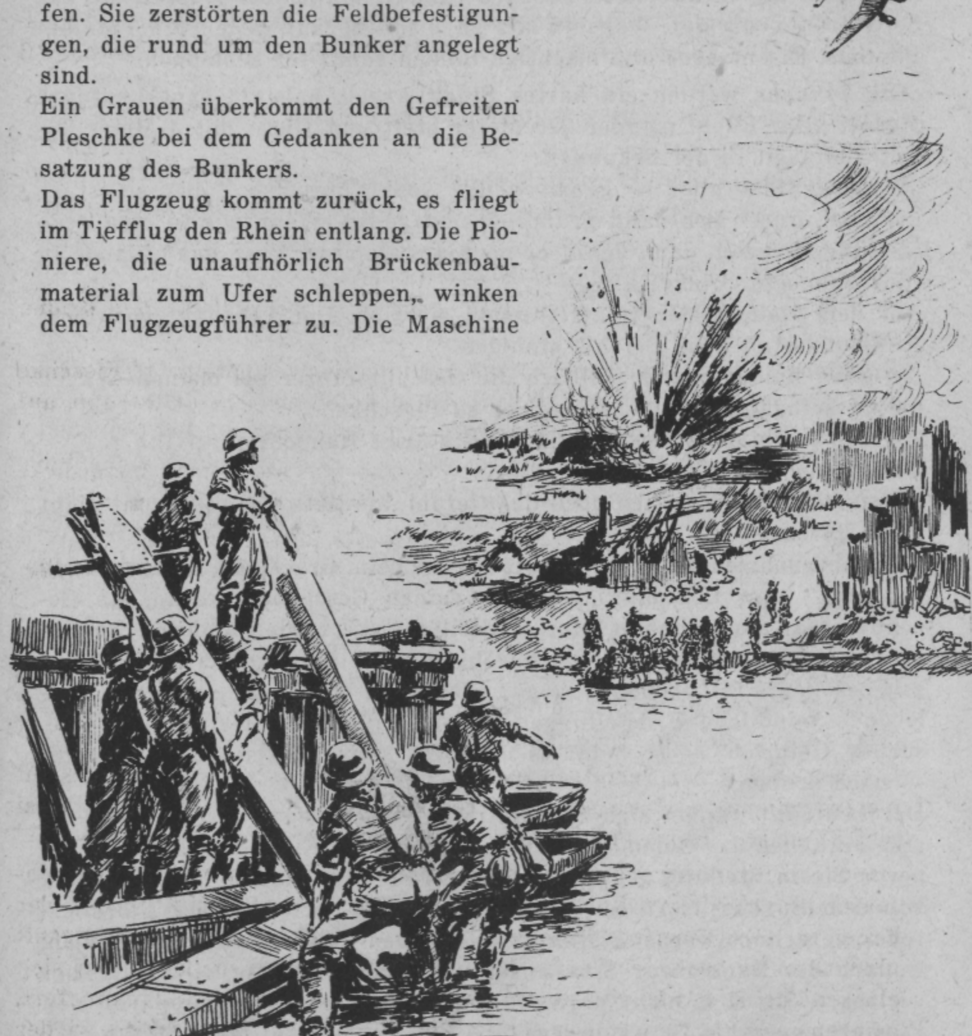
nach oben zieht. Eine gewaltige Rauchfahne steigt drüben auf. Dumpf rollt Sekunden später das Dröhnen der Explosion über den Fluß.

Als die Wolke sich verzogen hat, sieht man die Wirkung der Bombe. Sie muß kurz vor dem Werk eingeschlagen haben, der Bunker ist ganz aus der Erde herausgehoben worden und liegt nun größtenteils zerstört auf der Seite. Von den beiden Pappeln stehen nur noch mannshohe Stümpfe.

Noch einmal stürzt das Sturzkampfflugzeug, um die leichteren Bomben, die unter den Tragflächen hängen, abzuwerfen. Sie zerstörten die Feldbefestigungen, die rund um den Bunker angelegt sind.

Ein Grauen überkommt den Gefreiten Pleschke bei dem Gedanken an die Besatzung des Bunkers.

Das Flugzeug kommt zurück, es fliegt im Tiefflug den Rhein entlang. Die Pioniere, die unaufhörlich Brückenbaumaterial zum Ufer schleppen, winken dem Flugzeugführer zu. Die Maschine



macht eine Linkskurve, geht höher und verschwindet schnell hinter den Höhen des Kaiserstuhls.
Trrrrrr — rattert drüben ein Maschinengewehr.
Pitsch — pitsch — pitsch — pitsch peitschen die Schüsse in das Wasser. Das muß wohl wieder „M 17" sein, denkt Pleschke, warum man nur gegen den keine Stukas ansetzt? Vielleicht ist er auch aus der Luft nicht zu sehen, die Franzosen sind ja Meister im Tarnen.
„Wir müssen gehen!" hört Paul die Stimme des Leutnants neben sich. Sie gehen die Straße nach Sasbach hinauf. Manchmal müssen sie zur Seite treten, um den Wagen Platz zu machen, auf denen die Pioniere Pontons, Eisenträger und mächtige Balken zum Ufer schleppen.
„Die Jungens werden ein hartes Stück Arbeit haben!" sagt Leutnant Mesau. „Der Rhein ist hier 220 Meter breit und fließt mit 3 Meter Geschwindigkeit in der Sekunde."
„Woher er das alles so genau weiß", denkt Pleschke, „aber so ist er nun mal, unser Leutnant, gründlich und genau. Wenn wir in eine neue Stellung kommen, dann kennt er noch am gleichen Tage das Gelände in fünf Kilometer Umkreis."
Auf dem kleinen Marktplatz trennen sie sich. Der Leutnant will beim Abteilungsstab neue Befehle einholen.
„In einer halben Stunde will ich die Geschützführer bei meinem Wagen am Ortseingang sprechen!" sagt er zu Pleschke.
Als der zu seinen Kameraden kommt, stürmt Hämmerle auf ihn zu.
„Weißt du was Neues?"
„Nein, aber nun habe ich doch das Gefühl, als liefe uns die Front nicht mehr davon."
„Wir übernehmen den Feuerschutz für die beim Brückenbau eingesetzten Pioniere", sagt Leutnant Mesau zu seinen Geschützführern, „ein Geschütz geht am östlichen Ufer in Stellung, die beiden anderen werden über den Rhein gesetzt. Es ist sowohl gegen Flugzeuge als auch — das gilt besonders für drüben — gegen etwa noch vorhandene oder neu auflebende feindliche Erdstellungen zu sichern. Als erstes geht das Geschütz ‚Heinrich' — so heißt es noch von seinem alten Geschützführer — nach drüben."
Der Leutnant wendet sich zum Gefreiten Pleschke:
„Sie erkunden das Gelände in etwa einem halben Kilometer Tiefe genau, bevor Sie in Stellung gehen. Hier haben Sie eine Karte, das Schußfeld von dem Bunker ‚M 17' ist eingezeichnet, von dort muß mit Störungsfeuer gerechnet werden. Allerdings ist eben eine Meldung gekommen, wonach der Bunker zur Straßenseite hin kampfunfähig sein soll, aber verlassen Sie sich nicht darauf. Übrigens ist ein Stoßtrupp von den Pionieren nach ‚M 17' unterwegs."

Die Augen des Gefreiten Pleschke leuchten, das Vertrauen des Zugführers und der bevorstehende Einsatz haben ein Gefühl dankbarer Freude in ihm ausgelöst. Er wird zeigen, daß er dieses Vertrauens würdig ist. Nur das Pionierunternehmen auf den Bunker behagt ihm nicht recht, im stillen hatte er gehofft, es würde für ihn da noch etwas zu tun geben, denn schließlich lautete ja sein Befehl auf Erkundung des Geländes.
Der Leutnant legt die Hand an die Mütze, die Geschützführer nehmen Haltung an und treten weg. Paul geht zu seinen Kanonieren und sagt:
„Habt ihr den Stuka gesehen? Ich war gerade mit dem Leutnant am Rheinufer. Da hat es vielleicht geraucht, als die Ju 87 den Bunker angenommen hat!"
„Du bist wohl lebensmüde, daß du immer so weit vorn sein mußt?" fragt Hämmerle.
„Ach, Hämmerle, das verstehst du nicht. Der Winter in Ludwigshafen, das war grauenhaft. Aber nun hat es angefangen!"
„Hast du keine Angst?"
„Nein!" sagt Paul ein wenig verächtlich und wendet sich zu seiner Geschützmannschaft. —
In wenigen Minuten ist das Geschütz in seine Teile zerlegt. Jeder dieser Handgriffe sitzt, so haben sie in hunderten oft verfluchten Stunden auf dem Exerzierplatz ihrer Flakkaserne das Geschützexerzieren geübt. Leutnant Mesau hatte das Zerlegen und Zusammensetzen sogar mit verbundenen Augen ausführen lassen —, erst jetzt im Krieg erkannten sie, wie segensreich sich solche scheinbaren „Schikanen" auswirken können. Die Geschützteile werden am Ufer bereitgelegt, sie sollen mit dem zweiten Boot übergesetzt werden; zunächst soll der Gefreite Pleschke mit seiner Mannschaft drüben das Gelände untersuchen.
Die Männer jumpen ins Boot, heulend springt der Außenbordmotor an, und schon sind sie vom Ufer weg. Das Boot stemmt sich gegen die Strömung, es muß schon heftig stromaufwärts steuern, um den schnellen Fluß gerade überqueren zu können.
Der K 5, der auf der Schule ein guter Mathematiker war, muß daran denken, daß man aus der Stromgeschwindigkeit, dem Fahrtwinkel und der Strombreite die Geschwindigkeit des Bootes errechnen könnte — man hat oft die seltsamsten und abwegigsten Gedanken in solchen Augenblicken äußerster Anspannung.
Pitsch — pitsch — pitsch — pitsch peitscht eine MG-Salve hart neben der Bordwand ins Wasser. Die Männer ducken sich, nur der Pionier steht aufrecht am Steuer des Bootes.
„Störungsfeuer von M 17", sagt er ganz ruhig. Als das Boot ans jenseitige Ufer stößt, springen die fünf Männer an Land.

„Ein Seemannstod wär' nichts für mich", meint Pleschke lachend, „aber hier sollen sie nur kommen!"

Und sie lassen denn auch nicht lange auf sich warten. Kaum sind die Männer ausgestiegen, da spritzt der Sand am Ufer unter den Einschlägen der MG-Schüsse auf.

„Deckung!" schreit Paul, der nun als Geschützführer für den Trupp verantwortlich ist, und alle springen in den Graben rechts der Straße, die nach Markolsheim führt.

Der Graben hat kein Wasser mehr, nur vom Regen der letzten Tage ist der Grund aufgeweicht. Bei jedem Schritt gurgelt der Schlamm unter den schweren Stiefeln. Der Grabenrand reicht ihnen fast bis zur Schulter; wenn sie den Kopf heben, können sie über das flache Brett der Straße hinweg nach drüben in die Rheinauen sehen. Nur Hämmerle, der sehr zu seinem Ärger etwas klein geraten ist, kann nicht „über den Tisch gucken".

„Du hättest auf der Bekleidungskammer Stelzen fassen sollen!" sagt Paul lachend zu ihm. Inzwischen ist auch das Boot mit der zweiten Geschützbedienung und den beiden Geschützen herangekommen.

Unteroffizier Sepp Aschenbrenner, der Geschützführer, ein baumlanger, vierschrötiger Riese aus dem Bayerischen Wald, hat den Weltkrieg bei der Artillerie mitgemacht. Da seine vier Jungen noch nicht alt genug waren, war er froh, daß sie wenigstens ihn geholt haben, als der Krieg ausbrach. Seine Kanoniere nennen ihn nur noch „Sakra", denn als die ersten französischen Rheinbunker unter den Granaten der Artillerie zerplatzten, da sahen sie Sepp Aschenbrenner ganz ruhig neben seinem Geschütz stehen, wie er auf seinem Pfeifenstiel kaute, den Kopf dazu schüttelte und ein übers andere Mal sagte: „Sakra, Sakra, ja gibt's denn dös aa?" Auch jetzt raucht er die unvermeidliche Pfeife mit dem gebogenen Mundstück.

„De schiaßen net schlecht!" wendet er sich an den Gefreiten Pleschke und zeigt mit seinem Pfeifenstiel in die Richtung, wo M 17 liegen muß. Paul ärgert sich, daß sie mit ihrem Geschütz nichts gegen den Bunker unternehmen können, denn sein Feuer zwingt sie, im Schutze der Straße in Stellung zu gehen, und von da aus können sie ihn natürlich auch nicht beschießen.

„Wenn man nur wüßte, wo er genau liegt!" denkt Paul und wirft einen Blick auf seine Karte. Dort ist er allerdings sehr säuberlich mit Tusche eingezeichnet, aber was hilft es, wenn man nur Hügel vor sich sieht und einer immer dem anderen gleicht.

Dann beschließen sie, daß Unteroffizier Aschenbrenner mit seinen Kanonieren das Zusammensetzen der Geschütze besorgen und am Ufer in Stellung gehen soll, während der Gefreite Pleschke feststellen will, ob es

nicht auf der Straße, im toten Schußwinkel des Bunkers, einen Punkt gibt, von wo aus man ihn wirksam bekämpfen kann.

Geduckt gehen sie im Graben längs der Straße vor. Der Schlamm quarkt unter ihren Füßen. In Abständen von wenigen Minuten hören sie das Hämmern eines schweren MG aus M 17. Einmal pfeift eine Garbe knapp über ihre Köpfe hinweg in die rechte Grabenwand.

„Handgranaten sollten wir haben oder einen Flammenwerfer, dann wollten wir dem Burschen schon beikommen!" meint Paul.

„Da! — da bewegt sich etwas!" sagt plötzlich Hämmerle und zeigt nach vorn rechts in die Rheinauen. Die Männer ducken sich noch mehr.

„Wirst du nervös, oder hast du wirklich etwas gesehen?" fragt Pleschke ein wenig zweifelnd.

Angespannt sehen fünf Augenpaare in die bezeichnete Richtung.

„Deckung!" sagt Pleschke plötzlich; er sagt es leise, als könne ihn der Feind sonst hören.

„Pistolen entsichern!" — jetzt hat auch er etwas gesehen.

Kaum fünfzig Meter von ihnen entfernt zweigt anscheinend ein Seitengraben ab, und jetzt sehen sie deutlich, wie sich darin etwas in Richtung zur Straße bewegt. Was es ist, können sie nicht ausmachen, es bleibt ihnen nichts als zu warten, bis das Unbekannte zu ihnen in den Graben kommt. Fünf Pistolenmündungen zielen auf die Stelle, wo die beiden Gräben aufeinanderstoßen müssen.

Jetzt, kurz vor der Einmündung, verhält die Bewegung einen Augenblick, dann sieht man zwei Männer aus dem Gestrüpp des Grabenrandes auftauchen — fünf Kanoniere blicken sich lachend und ein wenig beschämt an —, das sind ja deutsche Soldaten da drüben, sie sehen es an ihren feldgrauen Uniformen und an den charakteristischen Umrissen der Stahlhelme. Sie stecken ihre Pistolen wieder ein.

Die beiden Männer gehen jetzt parallel der Straße in Richtung Markolsheim, es sieht aus, als hätten sie schwer zu tragen, sie führen kleine gedrungene Koffer mit sich, die etwa die Form von Akkumulatoren haben.

„Sprengladungen", fährt es Paul durch den Sinn, „das ist sicher der Pioniertrupp, der gegen M 17 eingesetzt ist."

Die beiden Männer haben sich jetzt etwa 120 Meter entfernt, sie wenden sich nun nach links und überqueren auf einem Feldsteg den Straßengraben. Vorsichtig kriechen sie die Böschung hoch und lugen über die Straße. Ob die M 17 von da aus sehen können?

Einer der Männer kniet und sieht durch seinen Feldstecher. Schließlich steht er auf und wendet sich ganz ruhig um, dann steht auch der andere auf. Sie unterhalten sich, der Größere deutet wiederholt mit ausgestrecktem Arm über die Straße.

Die Franzosen scheinen nichts gemerkt zu haben, denn bei M 17 bleibt alles ruhig. Auch das schwere MG hat zu tacken aufgehört. Oder sollte der Bunker wirklich nach der Straßenseite hin kampfunfähig sein?
Tak — tak — trrrrrr fängt plötzlich ein Maschinengewehr an zu hämmern, aber das scheint aus einer anderen Richtung zu kommen.
Die Männer haben sich an die Böschung geworfen, doch da! — was ist das? Der eine hat sich wieder aufgerichtet und stürzt plötzlich rücklinks in den Graben.
Die Flaksoldaten stehen einen Augenblick wie angewurzelt, alles hat sich in Minuten und Sekunden abgespielt, dann hasten sie im gebückten Lauf nach vorn.
Sie finden einen Oberleutnant und einen Unteroffizier von den Pionieren. Der Oberleutnant liegt im Graben und stöhnt leise, er ist an der linken Schulter verwundet und hat schon viel Blut verloren. Sie heben ihn auf und wollen ihm den Waffenrock ausziehen, aber er kann den linken Arm nicht bewegen. Es ist ein Durchschuß knapp über dem Schlüsselbein. Langsam rinnt das Blut aus der Wunde, die Ordensschnalle mit den Bändern des Eisernen Kreuzes aus dem Weltkrieg und der Bayerischen Tapferkeitsmedaille hat sich schon dunkelrot gefärbt.
Mit einem Messer schneidet der Unteroffizier seinem Oberleutnant den Rock auf und zieht ihn vorsichtig herunter, dabei findet er noch zwei Steckschüsse in der Schulter. Pleschke reißt sein Verbandpäckchen heraus und drückt es auf die Wunde, Hämmerle kommt mit den Verbandpäckchen der anderen und macht einen Notverband. Es zeigt sich, daß er Geschick in solchen Dingen hat. Beim Verbinden fällt es Pleschke auf, daß die Schüsse von hinten eingedrungen sein müssen.
Auch der Unteroffizier ist leicht verwundet, noch im Hinwerfen erwischte ihn ein Streifschuß am Hinterkopf. Aber es ist wohl nur eine Schramme, er hat sich eine Mullbinde um den Kopf gewickelt und meint, daß es nicht der Rede wert sei. Nach seiner Ansicht können die Schüsse nur aus einer Feldstellung diesseits der Straße gekommen sein.
Der Oberleutnant schlägt die Augen auf und versucht aufzustehen, er glaubt, daß er trotz der Verwundung seinen Auftrag noch ausführen kann. Aber der starke Blutverlust schwächt ihn zusehends, er muß sich wieder an die Grabenwand lehnen und kann nur fluchen über das Pech, das ihn nun für Wochen an ein Lazarett fesseln wird.
Da sieht der Gefreite Pleschke seine große Stunde gekommen.
„Herr Oberleutnant!“ sagt er eindringlich, „Herr Oberleutnant müssen zurück zum Verbandplatz! Herr Oberleutnant, lassen Sie mich mit dem Unteroffizier gehen, wir werden es den Kerlen schon besorgen!“
Der Offizier sieht den Gefreiten Pleschke an.
„Was haben Sie für einen Befehl?“ fragt er mit matter Stimme.

„Erkundung des Geländes — Herr Oberleutnant, wir sollen hier mit unserem Geschütz in Stellung gehen, aber das ist nicht zu machen, solange das Störungsfeuer von M 17 anhält.“
„Gut! — Wo ist Unteroffizier Petersen?“
„Hier, Herr Oberleutnant!“
„Hat Sie's auch erwischt?“
„Ist nicht schlimm, Herr Oberleutnant, nur ein kleiner Kratzer!“
„Nun — also Sie übernehmen das Kommando, Sie kennen die Anlage des Bunkers — von hinten links anpacken und auf Feldstellungen achten! — Der Gefreite — wie heißen Sie?“
„Gefreiter Pleschke, Herr Oberleutnant, leichte Flakbatterie X.“
„Gut — ja, der Gefreite Pleschke geht mit Ihnen.“
„Jawohl, Herr Oberleutnant!“
Paul Pleschke will dankbar die Hand des Oberleutnants ergreifen, aber der sinkt gegen die Grabenwand zurück und ist schon bewußtlos.
„Ihr schafft den Oberleutnant sofort zum Ufer und meldet euch dann bei Unteroffizier Aschenbrenner — ich komme später dahin zurück!“ sagt Pleschke zu seinen Kameraden, dann nimmt er die Sprengladungen des Oberleutnants und wendet sich zu Unteroffizier Petersen.
Als sich die vier Kanoniere mit dem noch immer bewußtlosen Offizier bei Sepp Aschenbrenner melden und ihm sagen, daß ihr Geschützführer mit dem Pionier losgezogen ist, um M 17 zu erledigen, da schüttelt „Sakra“ nur den Kopf und brummt.
„Bis'n amoi der Deifi holt, den greanen Hupfer, den sakrischen!“ sagt er; aber es ist nur die väterliche Besorgtheit um den jungen Kameraden, der ihm ein wenig zu forsch und draufgängerisch erscheint. —
Das Werk M 17 ist seit dem Mittag des ersten Kampftages ohne jede Nachrichtenverbindung. Eine deutsche Artilleriesalve hat den Vermittlungsbunker, über den die Telephonkabeln dieses Abschnittes laufen, völlig zugedeckt. An eine Verständigung durch Melder ist bei dem mörderischen Feuer nicht zu denken.

*

Der Secondeleutnant Maurice Dubonnet, ein junger Reserveoffizier aus der Gegend von Limoges, ist Kommandant von M 17. Er ist in seinem Privatleben Student der Philologie. Auf dem zarten, schmächtigen Körper des Offiziers sitzt ein kluger Kopf mit lebhaft blickenden Augen. Jetzt allerdings hat sich diese Lebhaftigkeit zur nervösen Unruhe gesteigert: der Kommandant ist ratlos und hilflos in der veränderten Situation. Secondeleutnant Dubonnet ist kein Soldat, er hätte auch alles andere lieber getan als hier den Bunkerkommandanten zu spielen. Aber sein Onkel, der auf einem einflußreichen Posten im französischen Verteidigungsministerium sitzt, hat ehrgeizige Pläne mit dem jungen Mann.

Nein, er hatte keine Angst — oder?

Ssj — wap! das mußte ein Blindgänger sein. Ra — wumm — pa! Die Erde bebte.



Nein, es war eine ganz schwere Granate, die erst im Boden explodierte. Pleschke fühlt, wie ihn ein kalter Schauer überläuft. Der Kanonier da drüben brauchte jetzt nur die Seitenrichtungsmaschine des Geschützes um eine Kleinigkeit verstellen, dann würde das Feuer sie zudecken.

Es ist ein einzelnes Geschütz, das da schießt. Da muß die Bedienung eben abgelöst worden sein, oder eine Nachrichtenverbindung ist gestört, denn das Pionierunternehmen war vorher der Artillerie gemeldet.

„Wir müssen ihnen ein Zeichen geben! Haben Sie keine Leuchtpistole?“ sagt Pleschke zu Unteroffizier Petersen.

„Ja, aber dann werden die Franzosen auch aufmerksam!“

Nach einer Viertelstunde hört das Feuer auf.

Die Männer gehen langsam vorwärts.

Der Graben führt an einem Unterstand vorbei. Gewehre, Gasmasken und Stahlhelme liegen verstreut an der Treppe, die nach unten führt. Der Raum ist leer, die Franzosen müssen vom Feuer so überrascht worden sein, daß sie den Unterstand in wilder Flucht verlassen haben. Ihre Mäntel hängen noch an den Pfählen, mit denen die Decke abgestützt ist. Auf dem aus Kistenbrettern gezimmerten Tisch liegt ein schmieriges

Kartenspiel auf vier Plätze verteilt. Die Stühle sind umgeworfen, und auf dem Boden steht das Wasser in schwarzen Pfützen.

Sie gehen weiter. An einer Stelle ist der Graben zugeschüttet, dicht daneben ist ein Granattrichter. Hier haben vorhin die deutschen Granaten eingeschlagen.

Als sie aus dem Graben herauskriechen, sehen sie den Bunker groß und nahe vor sich. Es ist ein mächtiger Betonkoloß mit einer starken Panzerkuppel. Auf der Straßenseite hat er schwere Treffer erhalten. Jetzt begreifen sie auch, warum man den Bunker vom deutschen Ufer aus nicht sehen konnte. Die Franzosen hatten ringsherum dunkelgrün gestrichene Bretter, auf denen Zweige festgenagelt waren, an die Außenwände gelehnt. Das Ganze hatte so von weitem ausgesehen wie ein großer Busch. Inzwischen haben die deutschen Granaten die Tarnung weggerissen, nur ein einzelnes Brett steht noch, die anderen liegen zerfetzt im Umkreis. Neben dem Bunker muß eine Baracke gestanden haben. Das Gestrüpp ringsum ist kahlgebrannt. Vom Feuer geschwärzte Wellbleche, verkohltes Bauholz und ein kleiner eiserner Ofen liegen verstreut herum.

Auf dem Bauch kriechen die beiden Männer durch das Trümmerfeld. Der Bunker ist wie ausgestorben. Große Betonbrocken sind aus der Wand herausgebrochen. Der Rahmen der Schießscharte vom linken Geschützraum, in dem eine Granate explodiert ist, ist weit nach außen geschleudert worden.

„Von hinten anpacken! hat der Oberleutnant gesagt!“ flüstert Pleschke dem Unteroffizier zu. Sie kriechen ein Stück nach rechts.

S — sj wrammm! Wenige Meter vor dem Bunker krepiert eine deutsche Granate. Mit einem Riesensatz sind die beiden Männer hinter dem Bunker. Unteroffizier Petersen reißt seine Leuchtpistole heraus und schießt. Eine gelbweiße Leuchtkugel steigt in die Luft, fällt zischend wieder zurück.

Neben der Panzertür des Bunkers sind in Abständen übereinander Eisenbügel in die Wand getrieben. Unteroffizier Petersen klettert hinauf. Die Panzerkuppel hat nach hinten keine Schießscharten. Wer hätte auch beim Bau der Maginotlinie gedacht, daß die Deutschen einmal so weit in die Befestigungszone eindringen und die einzelnen Werke von hinten anpacken könnten.

„Da links ist ein Granattrichter, geh in Deckung!“ sagt er zu Pleschke. Der kriecht mit seiner Sprengladung in die bezeichnete Richtung. Der Sprengtrichter ist fast drei Meter tief.

Unteroffizier Petersen klettert mit zwei Sprengladungen wieder nach oben. An einem Bügel über der Tür befestigt er die Ladung. Mit zwei Sprüngen ist er bei Pleschke im Trichter.

„— zweiundzwanzig — dreiundzwanzig — vierundzwanzig — wummm!“ Vorsichtig kriechen sie über den Rand des Granattrichters. Die Sprengung hat ein Stück der Tür losgerissen. Aber dahinter ist eine zweite Tür. „So kommen wir nicht weiter“, sagt Pleschke.

Unteroffizier Petersen steht auf und sackt mit einem Fluch wieder zusammen. Beim Sprung in den Trichter muß er sich den Knöchel gestaucht haben. In der ersten Nervenanspannung hat er gar nichts gespürt, aber nun beginnt der Fuß zu schmerzen, und er kann nicht mehr auftreten. „Jetzt bin ich dran!“ sagt Pleschke.

„Wenn die jetzt nur nicht bewaffnet herauskommen!“, denkt Unteroffizier Petersen und sieht auf seinen Fuß. „Kannst du mit dem Zeug umgehen?“ fragt er vorsorglich.

„Die Sprengladung ......“ sagt Pleschke seinen Vers her. Unteroffizier Petersen muß unwillkürlich lachen. Er wäre zufrieden, wenn jeder seiner Pioniere die Formel so weit auswendig wüßte wie dieser Flaksoldat. „Ich wollte nämlich mal Feuerwerker werden“, sagt Pleschke, als ob er seine Kenntnisse entschuldigen müßte.

Trrrrrr —! fängt das Maschinengewehr vorne aus dem Bunker zu tacken an. Die Besatzung hat augenscheinlich keine Ahnung von dem, was hinter ihrem Bunker vorgeht. Sie werden die Explosion der ersten Ladung für den Einschlag einer Granate gehalten haben.

„Wenigstens sind sie noch drin!“ denkt Pleschke; vorhin, als alles ruhig war, hatte er schon gefürchtet, daß sich die Franzosen aus dem Staube gemacht hatten. Wenn jetzt nur die deutsche Artillerie das Feuer nicht erwidert. Es sind fünf Schritte vom Rand des Granattrichters zum Bunker, sieben Steigbügel führen bis zur Deckung. Eigenartig, wieviel einem in den wenigen Sekunden durch den Kopf gehen kann.

„Blödsinn!“ sagt Pleschke zu sich selber und wischt die Gedanken weg. Als er auf der Deckung des Bunkers steht, untersucht er zunächst die Panzerkuppel. Vorne und an der Seite hat sie fünf Ausschußöffnungen, die von innen mit dicken Panzerklappen verschlossen sind. Die mittlere Öffnung scheint einen schweren Treffer erhalten zu haben. Die Klappe, die wie eine Tresortür um einen Zapfen drehbar ist, hat sich nicht mehr ganz geschlossen. Der Stahl ist mindestens 17 Zentimeter dick.

Der Gefreite Pleschke versucht, die Sprengladung in den Rahmen der Ausschußöffnung zu zwängen. Wenn sie die Panzerkuppel ein Stück aufreißt, kann man die nächste Ladung vielleicht nach innen werfen. Die Zünddauer ist auf vier Sekunden berechnet. Man muß schon ein guter Turner sein, um in vier Sekunden von dem fast fünf Meter hohen Bunker herunterzuklettern und in Deckung zu kommen.
Wie ein Donnerschlag rollt die Explosion durch die Rheinauen.

Ein tiefer Spalt klafft im harten Stahl der Panzerkuppel. Aber die Öffnung ist doch nicht groß genug, um die nächste Sprengladung nach innen zu befördern. Es ist die letzte Ladung — — —

Wenn jetzt M 17 nicht fällt, ist das ganze Unternehmen umsonst gewesen. Vergeblich der mühevolle Anmarsch im Feuer der französischen Feldstellungen und der eigenen Artillerie, vergeblich der Rückweg, der ihnen noch bevorsteht.
Wie ein zentnerschwerer Stein fällt es dem Gefreiten Pleschke auf die Seele. M 17 würde den Bau der Kriegsbrücke um Stunden verzögern können, und mancher Kamerad von den Pionieren drüben würde noch dran glauben müssen, wenn es jetzt nicht gelingt, das MG des Bunkers endlich zum Schweigen zu bringen.

Unteroffizier Petersen verfolgt aus seinem Granattrichter gespannt jede Bewegung des Gefreiten Pleschke. Der steht schmal und jungenhaft, ein wenig unbeholfen in der zu weiten Uniform, auf der Deckung des Bunkers, als sei das der sicherste Platz im Gelände. Er wiegt die Sprengladung unschlüssig in der Hand, es scheint, als habe er immer noch die Stelle nicht gefunden, wo er sie ansetzen soll.

„Die letzte Ladung!“ denkt auch Unteroffizier Petersen, wenn bloß der verfluchte Fuß nicht so schmerzte; jetzt liegt er da in seinem Loch und muß zusehen. Das MG des Bunkers beginnt wieder zu hämmern.
Da kommt dem Gefreiten Pleschke ein verwegener Gedanke!

Er reißt sich das Koppel vom Leib, steckt die Schnalle durch den Bügel der Sprengladung und kriecht nach vorne an den Rand des Bunkers. Kaum einen Meter unter ihm spritzt rasendes MG-Feuer aus der rechteckigen Schießscharte.

Pleschke hat sich flach auf den Bauch gelegt. Mit dem Taschenmesser hat er eine Kerbe in sein Koppel gekratzt, wenn der Strich mit dem Rand des Bunkers abschneidet, hängt die Sprengladung eben über der Schießscharte.
Es ist ein tollkühner Plan, den er da gefaßt hat, es kann ihm das Leben kosten. Aber es ist die letzte Ladung, jetzt muß er aufs Ganze gehen. Er stellt die Zündschnur auf vier Sekunden ein und läßt das Koppel bis zur Markierung herunter. Mit aller Gewalt preßt er sich gegen die Deckung.
Ununterbrochen tackt das MG gegen den Fluß hin.

..., zweiundzwanzig ..., dreiundzwanzig ..., vierund — jetzt noch zehn Zentimeter tiefer! — zwanzig ...

Wummm! Ein Bersten und Krachen erschüttert die Luft. Die Ladung ist genau vor der Ausschußöffnung des Bunkers krepiert, Betonbrocken fliegen herum, und der Zementstaub beizt die Augen.

Kaum ist den Männern das Geschehen bewußt geworden, da fliegen zwei rasch ausgezogene Stiefel ins Boot, und das Wasser klatscht ein zweites Mal auf. Der Gefreite Pleschke ist seinem Kameraden nachgesprungen. Sekunden vergehen, den Männern sind sie lange, bange Minuten.

Da taucht Pauls Kopf wieder auf, hellrot ist der Verband gefärbt vom Blut der Wunde, das sich im Wasser löst. Aber er hat den ertrinkenden Kameraden noch nicht gefunden.

Ohne ein Wort zu sagen, schwimmt er mit langen, ruhigen Stößen ans Ufer, läuft einige Meter stromaufwärts und stürzt sich von neuem in die Flut. Auch zwei Kanoniere vom Geschütz Aschenbrenner sind jetzt ins Wasser gegangen, aber keiner von ihnen kann so ausdauernd tauchen wie der Gefreite Pleschke. Trotz seiner Verwundung bleibt er fast zwei Minuten unter Wasser. Als er jetzt wieder an die Oberfläche kommt, sehen die Kameraden, daß er eine schwere Last mit sich zieht. Die beiden Kanoniere schwimmen herzu, und gemeinsam ziehen sie den triefenden Körper des Pioniers ins Boot.

Paul sinkt erschöpft auf eine Bank, nun ist er am Ende seiner Kräfte. Als Leutnant Mesau seinen tapferen Gefreiten am jenseitigen Ufer in Empfang nehmen will, ist Paul durch den starken Blutverlust und die ungeheuren Anstrengungen bewußtlos geworden.

Der Leutnant sorgt selbst dafür, daß schnellstens ein Krankenwagen an den dichtgedrängten Kolonnen, die auf die Fertigstellung der Kriegsbrücke warten, vorbeigeschleust wird, um Retter und Geretteten aufzunehmen. Unteroffizier Petersen setzt sich vorn zu dem Fahrer; das Ziel ist ein Lazarett in Freiburg.

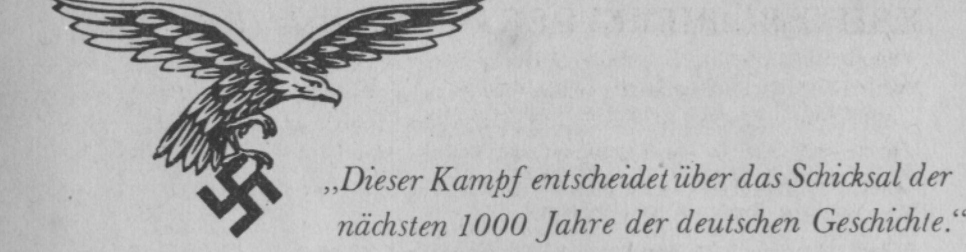
Zur gleichen Zeit, da der Wagen mit dem roten Kreuz den Blicken des Leutnants entschwindet, setzen sich die endlosen Kolonnen in Bewegung, um über die neue Brücke auf das jenseitige Ufer des deutschen Flusses überzusetzen.

Gegen Mittag kommt plötzlich Bewegung in den gleichmäßigen Zug der Kolonnen. Soldaten einer Propagandakompanie verteilen an der Vormarschstraße Blätter mit der eben eingetroffenen Sondermeldung:

„Der französische Marschall Pétain hat die Deutsche Reichsregierung um Bekanntgabe der Bedingungen für einen Waffenstillstand gebeten."

Ein frohes Leuchten geht über die Gesichter der Männer im Regen. Die wenigen sachlichen Worte der Meldung enthalten den höchsten Lohn, den ihr tapferer Kampf finden konnte. Den Dank der Heimat aber läuten die Glocken des Freiburger Münsters über den befreiten Rhein, über den immer noch die endlosen Kolonnen ziehen.

Ende



„Dieser Kampf entscheidet über das Schicksal der nächsten 1000 Jahre der deutschen Geschichte."

So sprach der Führer am Anfang dieses gewaltigsten aller Kriege. In dieser Erkenntnis sind Millionen deutscher Männer gegen die Mächte des Niederganges und der Zerstörung angetreten. In gleicher Entschlossenheit und Einsatzbereitschaft hat die Heimat den Schritt aufgenommen. Niemand will und soll zurückstehen. Auch Ihr nicht, deutsche Jungen! Wenn Ihr auch noch nicht das Alter habt, um in die wehrfähige deutsche Mannschaft aufgenommen zu werden, so sollt Ihr doch schon jetzt Stellung beziehen. Nicht lange wird es dauern, dann werdet Ihr zur Musterung aufgerufen. Dabei wird an Euch die Frage gestellt werden, bei welcher Waffe Ihr dienen wollt. Laßt Euch in Eurer Entscheidung von zweierlei Gedanken leiten:

1. Für welche Waffengattung bringe ich die besten Voraussetzungen mit, die mir Freude und Fortkommen im Dienst gewährleisten?
2. Über alle eigensüchtigen Wünsche stelle ich die Anforderungen des Vaterlandes.

Aus der Erzählung, die Ihr soeben gelesen habt, könnt Ihr erkennen, daß ein rechter Kerl überall seinen Einsatz finden und sich dabei bewähren kann. Ein großer Teil von Euch ist heute schon als Luftwaffenhelfer tätig und wird erkennen, wie vielseitig und interessant der Dienst bei der Flakartillerie der Luftwaffe ist. Viele von Euch werden in Wehrertüchtigungslagern eine erste Einführung in den Dienst mit der Waffe erfahren. Eure älteren Brüder, deutsche Jungen, stehen draußen an den Gestaden der Meere vom hohen Norden bis zum glutheißen Süden, vom Atlantik bis zum Schwarzen Meer. Sie sichern dort als Mann am Geschütz, bei den Scheinwerfer- und Sperrballoneinheiten den Lebensraum Europas. Andere greifen mit ihren Vierlingsgeschützen in den Erdkampf ein, Tausende von feindlichen Panzerkampfwagen bleiben im Feuer der schweren Flakgeschütze liegen.

So könnt auch Ihr nach Anlage und Neigung, Können und Führung im Dienst bei der Flakartillerie der Luftwaffe Freude und lohnenden Einsatz finden. Für die Zeit nach Eurer Dienstzeit aber habt Ihr Kenntnisse erworben, mit denen Ihr im Berufsleben rasch vorankommen werdet. Darum seit Ihr auf dem richtigen Weg, wenn Ihr zur Luftwaffe wollt. Ihr habt folgende Meldemöglichkeiten:

1. als Bewerber für die Unteroffizierlaufbahn mit 12jähriger Dienstverpflichtung für alle Waffengattungen der Luftwaffe (Höchstalter 25 Jahre)
2. als Kriegsfreiwillige für die Fliegertruppe (Höchstalter 26 Jahre, als Fallschirmschütze 30 Jahre)
3. als Freiwillige für die Division „Hermann Göring" (Höchstalter 25 Jahre)
4. als Freiwillige für die Unteroffizierschulen der Luftwaffe
5. als Freiwillige über 28 Jahre für alle Waffengattungen der Luftwaffe.

Bei überragender Bewährung besteht für jeden Soldaten die Möglichkeit der Übernahme in die Offizierlaufbahn.

Auskünfte auf alle Fragen erteilen die Wehrbezirkskommandos (Gruppe Luftwaffe) bzw. die Nachwuchsoffiziere bei den Luftgaukommandos. Bewerbungen für die aktive Offizierlaufbahn sind an eine der nachstehenden Annahmestellen zu richten:

Annahmestelle 1 für Offizierbewerber der Luftwaffe: Berlin-Charlottenburg 2 · Uhlandstraße 191
Annahmestelle 2 für Offizierbewerber der Luftwaffe: Hannover · Escherstraße 12
Annahmestelle 3 für Offizierbewerber der Luftwaffe: München 23 · Franz-Joseph-Straße 1
Annahmestelle 4 für Offizierbewerber der Luftwaffe: Wien XVIII/110, Schopenhauerstr. 44-46